Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 3 — Sonntag den 21. Januar — 1906

Der Handwerksbursch.

(3. Fortsetzung.)

Ein Lebensmärchen von Walter Schmidt-Hässler.

(Nachdruck verboten.)

„Wie war doch die Geschichte eigentlich? Ich habe damals kaum darauf geachtet, als ich sie hörte,“ fragte Oswald gespannt, ohne sich indessen sein reges Interesse merken zu lassen.

„Es war eine große Treibjagd, zu der von allen umliegenden Gütern die Nachbarn eingeladen waren,“ begann der gesprächige Hans, indem er sich eine kurze englische Pfeife ansteckte, „und bis zum Halali war nicht das mindeste Auffallende passiert. Am Versammlungsort fehlte der junge Graf, ein lustiger, lebensfrischer Mensch von 18 Jahren. Natürlich war die Bestürzung groß, und sofort wurde alles aufgeboten, nach ihm zu suchen. Bis spät in die Nacht hinein durchstreiften die Gäste und die Jägerburschen mit Windlichtern und Fackeln den ganzen Wald, aber man fand keine Spur, und unverrichteter Sache kehrte alles ins Schloß zurück. Erst nach mehrwöchentlichem Suchen kam man auf die richtige Fährte, durch den Jagdhund des jungen Herrn selbst, der die Leiche aufgespürt hatte. Aber man fand sie in einem Zustande, der nicht zu beschreiben war, in einem Gebüsch am Fluß, von Tieren vollständig angefressen und so entsetzlich entstellt, daß man den Vermißten nur an einem Ringe erkannte, den er auf dem Finger trug, und an der Büchse die neben ihm lag. Der Graf selbst hat den schrecklichen Anblick seines Einzigen nicht ertragen können und fiel in ein heftiges Fieber. Selbst bei der Beisetzung konnte er nicht zugegen sein, und es fehlte nicht viel, so hätte man ihn wenige Tage nach seinem Sohne auch hinausgetragen.“

„Der arme Mann!“ sagte Oswald in tiefem Mitgefühl vor sich hinblickend. „Wie furchtbar muß er gelitten haben!“

„Ja, reiche Leute haben auch ihr Päckchen zu tragen!“ entgegnete Hans. „Sonst wär's ja auch in der Welt gar zu ungerecht eingerichtet.“

Oswald stand schweigend auf und räumte die Reste seines bescheidenen Mahles zusammen, dann sagte er zu Hans, der sichs auf dem ledernen Sofa bequem gemacht hatte: „Sie würden mich sehr zu Dank verpflichten, wenn sie mir etwas Schreibzeug besorgen wollten, denn ich habe im Auftrage des Grafen schnell ein paar Zeilen zu schreiben und muß mich dann noch einmal beim Herrn melden. Wollen Sie so freundlich sein?“

„Aber gewiß!“ brummte Hans, indem er sich sichtlich ungern aus seiner Ecke erhob, „ich hole Ihnen, was Sie brauchen.“

Als er nach wenigen Augenblicken zurückkam, erwartete ihn Oswald in der halb geöffneten Tür, nahm ihm das Schreibzeug aus der Hand und schloß mit einem freundlichen aber kurzen „Ich danke!“ seine Tür wieder zu und schob den Riegel vor. —

Dann schrieb er sofort in fliegender Hast zwei Briefe, den einen an seinen Diener, worin er ihm mitteilte, er möge sofort das beigeschlossene Kuvert, das schon mit Marke versehen war, in den Kasten stecken. Es trug die Aufschrift: „Hochwohlgeboren Herrn Grafen zu Neudeck“ und enthielt ein Zeugnis über den Diener Friedrich Weber. „Mein Kammerdiener Friedrich Weber war zwei Jahre in meinen Diensten, hat in dieser Zeit meine vollste Zufriedenheit erworben. Allerdings versah er bei mir mehr einen Vertrauensposten als eine ausgesprochen dienende Stellung, da seine allgemeine Bildung, die er sich angeeignet, sowie der Umstand, daß er aus besserer, leider verarmter Familie stammt, ihn zu besserem bestimmt erscheinen ließen. Ich kann ihn nur auf das wärmste empfehlen! Doktor Oswald Eckstädt.“

Diesen an Fritz adressierten Brief tat er vorsichtig in einen zweiten Umschlag, den er an Herrn Dr. Oswald Eckstädt adressierte, für den Fall, daß der Graf sich die Adresse zeigen ließ.

Dann schrieb er an seinen Freund Franz Keßler:

Lieber Franz!

In aller Eile nur wenige Zeilen. Ich ware, wie Du weißt, auf der Reise nach einem dummen Streich, aber ich glaube, daß aus der Komödie in die ich in tollem Übermut hineingelaufen bin, auf einmal Ernst zu werden beginnt.

Vielleicht brauche ich sogar eines Tages Dich als Mitspielenden — wer kann wissen, was die Zukunft bringt?

Für heute nur soviel, daß ich mich für einige Tage hier in einem reizenden weltfernen Schloß als — Kammerdiener regelrecht verdingt habe, über das „Warum“ und „Wie“ schreibe ich Dir eingehend im nächsten Briefe.

Du wirst Dein überlegenstes Gesicht aufstecken und über den Wahnwitzigen lächeln, vielleicht auch wirst Du denken: Quest la femme? Aber, ich weiß nicht einmal sicher, ob das wirklich zutrifft, nur das kann ich Dir sagen, daß tatsächlich ein weibliches Wesen von bezaubernd dem Liebreiz die erste und unmittelbare Veranlassung gewesen, daß alles so gekommmen ist.

Aber ich bin fest entschlossen, mein Inkognito für den Moment noch nicht aufzugeben. Es gefällt mir hier. Und deshalb bitte ich Dich in meiner Wohnung mit Hilfe von Fritz einige Kleinigkeiten auszulesen und in einen möglichst unscheinbaren Koffer zusammen zu stecken als da sind: einfache Wäsche, einige ältere Krawatten, Stiefel und nötige Dinge, die einem schlichten Domestiken gehören könnten.

Ich erwarte den Koffer unter untenstehender Adresse.

Wenn mich nicht alles täuscht, so werde ich Dir von hier manche interessante Sache zu berichten, manchen klugen Rat zu erbitten haben. Ich rechne auf Deine Freundschaft und bin für alle Zeit Dein getreuer Oswald.

Adresse: Herrn Fritz Weber, Kammerdiener Sr. Erlaucht des Grafen zu Neudeck usw.

Nun die Adresse noch: Herrn Rechtsanwalt Franz Keßler — und seine Arbeit war getan.

Den Brief an Franz in der Brieftasche, den andern in der Hand, ging er zum Grafen hinunter, der ihn sogleich empfing.

„Da Sie nichts zu tun haben,“ sagte er, „so können Sie ihren Brief direkt zur Station tragen und im Bahnhofsgebäude gleichzeitig an Herrn Dr. Möhringen in der Stadt telephonieren. Die Telephonnummer ist 2721. Ich bitte ihn, mich morgen im Laufe des Nachmittags zu besuchen; zu dem 4.25 Uhr-Zuge werde ich ihm den Wagen schicken, der ihn abholt.“

„Sehr wohl! Befehlen der Herr Graf sonst noch etwas?“

„Nein! Nur Antwort bringen Sie mir!“

Oswald verbeugte sich und ging.

Als er das Rosenparterre durchschritt und sich dem hohen Gittertore näherte, hatte er beinahe das Gefühl, als gehöre er hierher. Selbst die große Dogge, die auf der Freitreppe sich sonnte, schnupperte ihn vertraulich an und wedelte mit dem Schweif.

Er kam sich vor wie ein Mitglied dieses Hauses, in das der blindeste Zufall ihn vor zwei Stunden von der Landstraße hineingeweht hatte.

Als er den breiten Fahrweg hinunterwanderte, der an dem eingezäunten Park entlang zu derselben Station hinunterführte, zu der er vormittags über Felder und Wiesen hinabgeklettert war, hatte er bequem Zeit, über alles Geschehene nachzudenken und seine Gedanken zu sortieren.

Bis jetzt war ihm von all dem Erlebten, was so jäh und plötzlich auf ihn eingestürmt war, ganz wirr und wild im Kopf, noch hatte er tatsächlich nicht zu ruhiger und klarer Überlegung kommen können.

Nur eins stand bei ihm felsenfest, das wirklich lebhafte Interesse für die Menschen, die er in diesem Hause bisher kennen gelernt hatte, für den Vater sowohl wie für die Tochter.

Wie leid tat ihm der Mann, der auf so gräßliche Weise seinen Sohn, den einzigen, und mit ihm alle seine Hoffnungen verloren hatte: wie unsäglich mußte er gelitten haben angesichts des bis zur Unkenntlichkeit entstellten Leichnams seines Kindes?

Woran der Unglückliche aber gestorben war, hatte Hans ihm nicht gesagt. Das fiel ihm jetzt erst ein.

War er einem Unfall zum Opfer gefallen, hatte er sich selbst das Leben genommen oder — hier stutzte er und blieb unwillkürlich stehen, mitten auf der Chaussee, denn ebenso blitzartig, wie dieser Gedanke sein Gehirn durchschoß, tauchte für eine Sekunde das Bild des Neffen vor ihm auf, der durch das Aussterben der gräflichen Linie alles gewinnen mußte, den er gestern von den Forstleuten in so abschreckenden Farben hatte schildern hören. Er reimte sich im ruhigen Weiterschreiten die verschiedensten Dinge zusammen, die er durch Zufall gesehen und gehört hatte. Die Erzählungen der Bauern und Forstleute, die tiefe Spaltung zwischen dem Grafen und dem allgemein gehaßten Neffen, der plötzliche Tod des einzigen Erben und das geheimnisvolle langsame Dahinsiechen des letzten Grafen von Neudeck an einer Krankheit, die keinen Namen hatte. Sein Ideengang konnte ja höchst abenteuerlich und unmotiviert sein, der Gedanke, der so urplötzlich vor ihm emporgestiegen war, konnte ja ein tolles Phantasiegebilde sein, aber ebenso gut war es ja auch möglich, daß hier wirklich etwas nicht ganz in Ordnung war, daß die Dinge tatsächlich nicht ihren normalen Weg gingen.

Wenn hier irgend ein menschliche, unberufene Hand zugunsten der Seitenlinie Vorsehung gespielt hätte und noch spielte?

Es war doch möglich! Je länger er darüber nachdachte, desto fester redete er sich in die Überzeugung hinein, daß kein bloßer Zufall, sondern eine weise Vorherbestimmung gerade ihn jetzt in das Schloß geführt hätte, und als er wieder die Glocke am Gittertor zog, war es sein fester Entschluß, sich als das Werkzeug eines höheren Planes zu betrachten, und in seiner neuen Stellung, die er im Übermut angenommen, eine wirkliche Pflicht zu sehen, alles um sich her mit den Augen eines Detektivs argwöhnisch bis ins kleinste zu betrachten und das Leben des einsamen Mannes so lange redlich zu beschützen, bis es infolge eines höheren Ratschlusses erlosch.

Was ihm anfänglich selbst nur wie ein leichtsinniger Scherz erschienen war, sollte ihm von jetzt ab Ernst, voller Ernst werden, eine große Aufgabe, an die er seine ganze Kraft, seinen ganzen Willen zu setzen felsenfest entschlossen war.

Als er die Treppen im Schloß hinaufstieg, blieb er vor dem großen Fenster, das auf den Garten hinausführte, mit einiger Überraschung stehen.

Zwischen den Beeten hinschreitend, ein Buch in der lässig herabhängenden Hand, erkannte er die Dame, die ihm gestern in dem kleinen Kabriolett im Walde aufgefallen war.

Eine Täuschung war ausgeschlossen. Diese Flut goldroter Flechten hätte er unter Tausenden herausgefunden.

Das war also die Baronesse Julie, die selbstlose Pflegerin des erkrankten Oheims, die die Gemächer unter seinem Kämmerchen bewohnte.

Er beobachtete sie mit gespanntester Aufmerksamkeit, wie sie langsam um das Bassin des Springbrunnens ging.

Schön war sie, das war zweifellos, aber um den feingezeichneten und doch so hochmütigen Mund lag ein seltsam herber Zug, etwas so wenig Weibliches, daß es sich für Oswalds Gefühl absolut nicht mit der rührenden Aufopferung für das Wohl eines andern vereinigen ließ. Energie und Egoismus hatten auf diese schönen Züge unverkennbar für das Auge des Psychologen ihren Stempel gedrückt, die schmalen Schläfen, die etwas vorspringende Stirn und die kühn gebogene Nase ließen ihn dieses junge Frauengesicht nichts weniger als sympathisch erscheinen.

Er mußte unwillkürlich an den Kopf der Poppäa Sabina auf dem Siemiradzkischen Gemälde denken.

Nachdem er dem Grafen bestellt hatte, daß der Doktor morgen pünktlich ankommen werde, entließ ihn sein neuer Herr.

Aber unwillkürlich blieb Oswald noch stehen und sah den Grafen an.

„Wünschen Sie noch etwas, Fritz?" fragte der alte Herr, indem er ihn mit den freundlichen Augen ansah.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Herr Graf," erwiderte Oswald bescheiden, „aber ich möchte um den Vorzug bitten, mir gestatten zu wollen, einen Teil der Nachtwache im Vorzimmer schon heute übernehmen zu dürfen. Die gnädige Komtesse sowohl wie die Baronesse von Langen werden ermüdet sein, und ich habe das Bedürfnis, nützlich zu sein, wo ich kann!"

„Das heißt, wie ich Sie taxiere, es ist Ihnen peinlich, unter diesem Dache zu leben, ohne einen Gegendienst dafür zu leisten?"

„Vielleicht auch das, Herr Graf, aber gewiß nur in letzter Linie. Kann ich mich auch vor dem Eintreffen meines Zeugnisses noch nicht offiziell als Angestellter des Schlosses betrachten, so könnten Herr Graf dennoch meine bescheidenen Dienstleistungen gewissermaßen als Probe meiner künftigen Ergebenheit gelten lassen."

„Nun wohl," lächelte Neudeck. „Ich sehe, Sie sind ein ganz eigenartiger Mensch und verlangen, individuell behandelt zu werden. Ich nehme Ihr Anerbieten daher als eine freiwillige Gefälligkeit an. Die Stunden Schlafs, die Sie mir opfern, sollen meiner Tochter zugute kommen. — Wollen Sie also gegen 10 Uhr im Vorzimmer sein. Ich weiß, daß Baronesse Julia sich auf keinen Fall die Stunden von 12 bis 2 Uhr nehmen lassen wird.

„Und — von 2 Uhr ab?" fragte Oswald.

„Von da ab schlafe ich gewöhnlich fest, und da schläft auch der Diener Hans oder Johann, der Kutscher, im Nebenzimmer, für den Fall, daß ich einer Hilfeleistung bedarf."

Oswald verbeugte sich und ging.

Als er eben die Tür öffnete, trat Baronesse Julia über die Schwelle. Kaum hätte er sie wiedererkannt, so gänzlich verändert war ihr Gesicht.

Alles Herbe daraus, was ihn vorhin so abgestoßen hatte, war verschwunden und hatte dem Ausdruck reizendster Anmut Platz gemacht.

Das Lächeln, das die rosigen Lippen umspielte, verlieh dem ganzen schönen Antlitz etwas so Mädchenhaftes, fast Kindliches, und aus den großen Augen leuchtete eine Welt von Liebe und Zärtlichkeit, als sie auf den Kranken zuging ihm ein paar vollerblühte Rosen entgegenhielt. Kein Blick fiel auf Oswald, an dem sie achtlos vorüberschritt.

Lautlos glitt er aus der Tür, die er hinter sich schloß. Dann stieg er kopfschüttelnd in sein Zimmer hinauf, um sich nach diesem ereignisreichen Tage ein wenig auszuruhen. —

In dem großen Wohnraume blieb der Graf mit Julia allein zurück.

Die Sonne war im Versinken und tauchte den Himmel über den nahen Waldbäumen in goldigen Brand, gedämpft herüber klangen die fernen Stimmen der Arbeiter, die vom Felde heimkehrten.

Des Grafen Kopf war müde in die Kissen zurückgesunken, die Augen halb geschlossen, aber auf dem Gesicht lag ein rosiger Schein der scheidenden Sonne, der den blassen Wangen des Kranken das Rot blühender Gesundheit verlieh.

Um so bleicher erschienen die schmalen Hände, welche auf der Decke lagen, die über die Knie gebreitet war und die glutroten Rosen hielten.

Einige Augenblicke war alles still; dann sagte der alte Herr, ohne die müden Lider mehr zu öffnen: „Du bist recht früh wieder heimgekommen, Julia. Ich danke Dir."

„War es nicht selbstverständlich, daß ich meinen Patienten nicht warten ließ? Ich war nur eine flüchtige halbe Stunde auf Rosenhofen, um mit dem Grafen, der morgen in die Stadt fährt, die Angelegenheit wegen eines neuen zuverlässigen Kammerdieners zu besprechen. Er wird sein Möglichstes tun!"

„Ist nicht mehr nötig, meine liebe Julia. Ein Zufall hat mir das Richtige direkt ins Haus geführt. Ich habe meinen Kammerdiener bereits engagiert."

Ein kurzer, scharfer Blick zuckte jäh wie ein Blitz über den Kranken hin.

„Du hast bereits die so wichtige Frage entschieden?"

„Vollkommen! — Und wie ich hoffe, auch zu Deiner Zufriedenheit. — Laß Dir nachher von Thea das Nähere erzählen. Ich bin zu abgespannt und müde, mein Kind."

„Möchtest Du Dich nicht niederlegen jetzt?" fragte die Baronesse, indem sie sanft den Arm unter die Kissen schob, die seinen Kopf stützten.

„Gern. — Ich fühle mich wieder so müde — so zum Sterben müde."

„Hast Du Schmerzen?" fragte sie teilnehmend.

Der Kranke schüttelte leise das Haupt, indem er sagte: „Nein, Schmerzen habe ich überhaupt nicht, Du weißt ja, nur kraftloser und schwächer werde ich von Tag zu Tag. Den Nachmittag habe ich außerhalb des Bettes zugebracht, nicht gerührt habe ich mich in meinem Stuhl, und dennoch ist mir, als hätte ich die anstrengendste Tätigkeit hinter mir. Wie zerschlagen bin ich an Leib und Geist."

„Hoffentlich kommt das Fieber nicht wieder, und Du kannst ruhig und traumlos schlafen."

„Schön wär's," sagte der Graf leise, ohne sich zu regen, „wunderschön. — Wenn auch der Schlaf mich nicht erquickt, wenn ich auch müder erwache als ich einschlief, so quält er doch nicht wie das furchtbare Fieber, das mich peinigt, und diese entsetzliche Angst dabei, die mir die Kehle zusammenschnürt."

„Nun, morgen kommt ja endlich Doktor Möhringen. Ich habe das größte Zutrauen zu seiner Kunst, denn er hat an Mama ja tatsächlich Wunder getan. Ich bin überzeugt, daß er auch bei Dir, lieber Onkel, das Richtige finden und Dir vom ersten Moment an sympathisch sein wird.

„Wir wollen es hoffen," lächelte der Kranke müde. „Aber jetzt wird es Zeit, daß ich zur Ruhe gehe. Ich fühle mich mehr als müde."

Julia läutete, und Hans erschien nach wenigen Augenblicken, richtete sanft den Grafen aus den Kissen des Lehnstuhles auf, wobei man sehen konnte, wie hinfällig und gebrechlich der Kranke eigentlich war.

Auf den Arm des Dieners sich mühsam stützend und von der andern Seite von Julius Arm umschlungen, ging er langsam Schritt für Schritt nach dem nebenan liegenden Schlafzimmer, auf dessen Schwelle Komtesse Thea ihn in Empfang nahm und mit Hülfe des Dieners hineingeleitete, während Julia ins Wohnzimmer zurücktrat.

Leise schloß sich die Tür, und langsam trat die Baronesse zum Fenster, wo sie einen kleinen, vielfach zusammengekniffsten Zettel entfaltete, den ihr Hans hinter dem Rücken des Grafen zugesteckt hatte.

Das Papier, dessen Inhalt sie im Dämmerlicht entzifferte, enthielt nur wenige Sätze und lautete:

„Neuer Kammerdiener vom Grafen selbst engagiert. Kam 12 Uhr mittags in defekter Kleidung an, ohne jedes sonstige Gepäck, begab sich gegen 4 Uhr mit Briefen zur Station. Über seine Verhältnisse zum Hause nichts herausbekommen. — Vorsicht! Francois."

Eine tiefe Falte zog sich scharf über der feinen Nase des Mädchens zusammen, und ihre Lippen preßten sich im Unmut fest aufeinander, als sie den Zettel gelesen hatte und dann in die Tasche ihres Kleides senkte.

Dann öffnete sie weit den hohen Fensterflügel und blickte sinnend in die hereinbrechende Dämmerung, deren dunkle Schatten sich aus den Höhen der bewaldeten Berge zusehends über das Tal und das einsame Herrenhaus herabzusenken schienen.

Unbeweglich stand sie so, lange — lange Zeit, die Arme über der Brust gekreuzt, die großen Augen nachdenklich in die Ferne gerichtet,

als müßte ihr von dort irgend eine Erleuchtung kommen, die Antwort auf irgend etwas, das ihre Gedanken beschäftige. Worüber brütete dieser goldrote Frauenkopf, was bewegte sich hinter dieser marmorbleichen Stirne, an deren schmalen Schläfen die dünnen Aderchen so schnell und lebhaft klopften, daß ein feiner Beobachter sicher bemerkt hätte, daß in der geheimen Gedankenwerkstatt da drinnen alles in Aufruhr war, daß dort ernsthaftere Dinge im Werden waren als Mädchensorgen, jugendliche Tändelei oder freundliche Fürsorge um eines alten Mannes Wohl.

Sie war schön, die „rote Baronessin", wie man sie drunten im Dorfe nannte, sehr schön sogar, aber ihre Schönheit hatte etwas von dem unheimlichen Zauber der Undinen und der Willis, von denen das Märchen sagt, daß kein Herz in ihrem Busen schlägt.

Die Uhr auf dem Gesims des hohen Kamins aus schwarzem Marmor schlug acht.

Im selben Augenblick öffnete sich die Tür zum Schlafzimmer des Grafen, und Thea trat heraus.

„Ist es Dir recht, Julia, wenn ich hier im Wohnzimmer decken lasse?" fragte sie freundlich.

„Aber gern! Es ist mir sogar lieber so, da man hier ja in Onkels unmittelbarer Nachbarschaft ist und alles hören kann, was im Schlafzimmer vorgeht."

Die Komtesse drückte auf die Glocke, und ein freundliches, rotwangiges Mädchen trat ein, ihre Zofe, ein echtes Schwarzwälder Bauernkind mit den lang herabhängenden Zöpfen und den hellblauen Augen.

„Mach' Licht, Bärbel, und decke hier — nicht im Speisezimmer!" sagte Thea. Dann wandte sie sich an Julia und fragte: „Machst Du mit mir bis zum Essen noch einen Spaziergang im Freien? Ich habe den ganzen Nachmittag bei Papa gesessen und sehne mich nach Luft."

„Ich muß noch mal auf mein Zimmer," entgegnete die Baronesse. „So gern ich mitginge, ich muß aber vor dem Essen schnell noch ein paar Zeilen an Tante Klementine schreiben, deren Geburtstag übermorgen ist. Ich bin auch gar zu vergeßlich! Du entschuldigst mich also?"

„Ich muß wohl," lächelte Thea. „Bleib' aber nicht zu lange. Hier unten ist es gar so einsam."

„In höchstens fünfzehn Minuten bin ich da. Bleibe auch Du nicht zu lange im Freien, damit Du Dich nicht erkältest, Kind. Du weißt, die Abende sind jetzt noch kühl, und sobald die Sonne herunter ist, kommt von den Bergen eine gefährlich kalte Luft."

Thea nahm ein leichtes Tuch, das über einem der Stühle lag und ging, während Julia mit ihr durch die anstoßenden Räume bis zum Treppenhaus schritt und dann rasch die Stufen hinaufeilte nach ihrem Zimmer, wo sie sich einschloß.

Schnell nahm sie an dem kleinen Schreibtisch Platz, und in fliegender Hast ging die Feder über das Papier. Dann kuvertierte sie den Brief und versah ihn mit der Adresse:

Herrn Grafen Bodo von Neudeck-Eckrath, S., Hohenhennierstraße 24.

Dann schob sie den Brief in einen zweiten Umschlag, den sie wiederum mit der Aufschrift versah: Fräulein Susanne Vernier, Modistin, München, Dienerstraße 12. Durch Eilboten zu bestellen, auch des Nachts!

Dann lehnte sie sich zurück und rechnete nach. Wenn der Brief, der, um nach der Residenz zu gelangen, den Umweg über München nahm, so konnte er am zweiten Tage in den Händen des Adressaten sein, vorausgesetzt, daß er heute noch mit dem 11 Uhr-Zuge abging.

Sie nahm schnell einen Briefbogen, schrieb zwei flüchtige, glückwünschende Worte darauf, steckte ihn in den Briefumschlag und adressierte an: Fräulein Klementine von Lingen, Stiftsdame St. Martha-Stift.

Dann ging sie mit beiden Briefen in der Hand hinunter ins Wohnzimmer, wo Thea sie bereits am Speisetisch erwartete, über den die bronzene Hängelampe ihren freundlichen Schein goß. Julie hatte wieder ganz ihr harmloses Gesicht, als sie eintrat und der kleinen Zofe sagte:

Ora et labora. Nach dem Gemälde von Otto Heichert. (Siehe Seite 8.)

„Sagen Sie Francois, daß er sofort den Braunen satteln und nach der Station reiten muß, um zwei Briefe zu bestellen, die mit dem letzten Zuge noch abgehen müssen."

Dann setzte man sich zu Tisch.

„Willst Du heute wieder so lange wachen, Thea, bis ich herunter komme?" fragte Julie. „Du solltest Dich ein wenig schonen. Du siehst blaß und angegriffen aus. — Und der Onkel scheint sich heut ja ein wenig wohler zu fühlen und völlig fieberfrei zu sein."

„Ich werde mich gleich schlafen legen," entgegnete Thea, „und ich kann dies um so beruhigter tun, da der neue Kammerdiener sich erboten hat, den ersten Teil der Nacht bei Papa zu wachen."

„Ah, richtig! Der neue Hausgenosse. Von dem hörte ich ja vorhin erst ganz flüchtig zu meinem Erstaunen. Wer hat denn diese Akquisition eigentlich gemacht?"

„Den hab' ich entdeckt," sagte Thea, kaum merklich errötend.

„Du?"

„Ja, denk' mal! Und weißt Du, wo ich ihn gefunden habe?"

„Da bin ich begierig."

„Mitten im Walde. Oben auf dem Wege zwischen Neuhaus und Röhrenbach."

Und nun erzählte die Komtesse in kurzen Worten der aufmerksam zuhörenden Cousine die harmlose Geschichte, wie Oswald ihren Weg gekreuzt hatte, wie er ins Schloß gekommen war und wie ihn der Graf, eingenommen von seinem angenehmen Äußeren und seinen netten Manieren, ohne weiteres engagiert hatte.

„Ah — so hängt die Geschichte also zusammen! — Und ich vermutete dahinter irgend eine warme Empfehlung von befreundeter Seite aus der Stadt. Das muß ja ein Wundermann sein, der so schnell hier Vertrauen gefunden."

„Muß man einem Menschen nicht vertrauen, der offenbar so arm, daß er in abgetragener Kleidung die Landstraße der Eisenbahn vorzieht, doch so ehrlich ist, eine Börse mit ziemlich viel Geld dem Verlierer zurückbringt? — Ich hatte die ganze Summe bei mir, in Papier und Gold, die der Pächter Neubert heute abgeliefert."

„A la bonheur! — Entweder ist dieser deus ex machina sehr ehrlich oder — sehr schlau. — Du weißt, ich bin, was Menschen anbelangt, nun einmal ziemlich pessimistisch veranlagt. Ich muß mir Deinen Protege erst eine Zeitlang in der Nähe ansehen, um über seine Qualitäten mir ein abschließendes Urteil zu bilden."

„Ich bin selbst neugierig, wie er Dir gefällt. Abgesehen von seinem hübschen, gewinnenden Äußeren hat er für einen Domestiken ganz merkwürdig viel Form und macht den Eindruck eines gebildeten Menschen."

„Das sind im Grunde genommen eigentlich die untauglichsten, wenigstens nach meinen Erfahrungen. Diese Sorte von Halbgebildeten, bei denen das Erlernte nicht gereicht hat, um etwas Rechtes zu werden, erhebt sich nur zu leicht über die Grenzen, die ihr Stand ihnen vorgezeichnet. Sie dünken sich etwas besseres, als sie und ihresgleichen nun einmal sind, bilden ein entsetzliches Mittelding zwischen Bürgerstand und Proletarier und verbinden mit dem Mangel an Subordination gewöhnlich einen höchst lächerlichen Stolz oder richtiger Dünkel. Ich will Deiner Menschenkenntnis nicht zu nahe treten, liebe Thea, aber was Du von ihm sagst, ist eigentlich wenig dazu angetan, diesen Fremdling mir sympathisch zu machen. In der Stadt haben wir solch eine Klasse von Dienstmädchen, die sich gerne „Fräulein" titulieren, zu hochmütig sind, um Mägde sein zu wollen, und zu geringen Herkommens, um an das „Fräulein" irgend welches Anrecht zu haben. — Na — nous verrons".

Als die Damen sich vom Tisch erhoben, meldete sich „Monsieur Francois", der Reitknecht, ein Mensch mit einem Gesicht wie ein Fuchs, spitzen, abstehenden Ohren und listigen Augen, dem die Baronesse die beiden Briefe übergab, die bis dahin auf der Ecke des Speisetisches dicht vor Thea gelegen hatten.

„Mit dem letzten Zuge müssen beide Briefe abgehen", sagte die junge Dame kurz, und der Reitknecht trat ab.

Dann plauderten die beiden Cousinen noch eine Zeitlang miteinander, bis Thea sich verabschiedete und sich in ihr Zimmer zurückzog, das sich in einiger Entfernung vom Wohnzimmer auf demselben Korridor befand.

Julia blieb allein, in den großen Armstuhl mit einem Buche tief hineingelehnt, aber ihre Blicke irrten über die Blätter hinweg, hinaus über die dunklen Berge, über den graublauen Nachthimmel, an dem die ersten Sterne aufblitzten. Sie dachte nach. Wer war dieser Mensch, der so plötzlich hier im Schlosse aufgetaucht war, der so ganz und gar nicht in ihre Berechnungen paßte? Wo kam er her? Was sollte er hier?

Einer der Grundzüge ihres Charakters war ein tiefwurzelndes Mißtrauen, mit dem sie allem begegnete, wer ihr neu gegenübertrat. Daß man diesen wildfremden Burschen so ganz zufällig von der Landstraße zum Kammerdiener engagiert hatte, glaubte sie nicht. Für ihren kalten, klug berechnenden Verstand gab es keine Sympathien, die so schnell über die Wahl eines Menschen entscheiden konnten.

Ihrer festen Überzeugung nach war der Mann mit einflußreichen Empfehlungen hierher gekommen. Aber durch wen? Hier endigte ihr Kombinationsvermögen.

(Fortsetzung folgt.)

Das tote Haus.*)

Novelle von H. Goedsche.

Der Monat April hatte mild und warm den Frühlingsschimmer über die Gegend gedeckt, die Bäume und Felder begannen zu grünen in ihren frischen und lebhaften Farben, der alte Rhein zog, längst von der Last des Eises befreit, stolz und rauschend in seinem mächtigen Bett von den ewigen Bergen und Felsen her an den stolzen Domen und reichen Städten, den starken Schlössern und freundlichen Dörfen vorüber, durch das schöne, furchtbare bergische Land, — er war schön und friedlich der Frühlingsabend, doppelt schön, weil er auf den grünen Ufern des herrlichen Rheinstroms lag!

Dennoch deutete rings umher gar vieles auf den Unfrieden, den die Menschen selbst in die friedliche Natur gebracht hatten. Drüben über dem Rhein lugten die Türme und Warten des stark befestigten Neuß; in den einzelnen Dörfern sah man häufig Schanzen aufgeworfen und andere flüchtige Verteidigungsanstalten; selbst die Trümmer einzelner verbrannter oder ausgeplünderter Häuser waren nicht selten, und auf dem Strom war das altgewohnte Leben und Treiben des regen Handels sehr verringert. Auf den Landstraßen oder in den Ortschaften vor den Schenken konnte man häufig Gruppen von Kriegsleuten schauen, die ihre Feldbinde zwar als zum kaiserlichen Heer gehörig bezeichnete, die aber aus aller Herrn Länder zusammengerafft waren, und bei denen Zucht und Ordnung ein unbekanntes Ding schien. Es war im Jahre 1634, eine schwere und böse Zeit für das Jülich-Bergische Land! Seit sechzehn Jahren wütete jener verderbliche Krieg, der Deutschland in zwei Parteien schied, und so viele fremde Kriegsvölker in seine Grenzen gerufen hatte, die nun das Mark des Landes aussogen und mit Blut und Brand seine Fluren verheerten. Auch das Herzogtum Kleve-Berg hatte — obgleich es sich in dem großen Kampf ziemlich neutral hielt, — viel zu leiden gehabt, da es schon früher ein Zankapfel für die Intrigen der protestantischen und katholischen Partei gewesen, die seinem Regentenhause harte und traurige Schicksalsfälle zugezogen, und die Wohlhabenheit des Landes beinahe vernichtet hatten. Nach den unglücklichen Irrungen und Zwistigkeiten, die mit dem geheimnisvollen Tode**) einer jungen, einst für das Muster der Frauen geltende Fürstin geschlossen, war freilich eine scheinbare Ruhe eingetreten, doch diese nur kurz bis zum Jahre 1609, in welchem am 25. März der blödsinnige Gemahl Jakobens, Herzog Johann Wilhelm, starb, mit dem der Mannesstamm der alten Kleve-Bergischen Regentenfamilie erlosch. Mit seinem Ende erhoben die Intrigen aufs neue ihr Haupt und begannen die Erbfolgestreitigkeiten zwischen den verschiedenen Erben und Prätendenten des Herzogtums, unter denen das Haus Brandenburg, Pfalz Neuburg, Pfalz Zweibrücken, Österreich, Burgund und Sachsen die vorzüglichsten waren. Die beiden ersten Bewerber behaupteten den Schauplatz, indem sich nach kurzer Einigkeit der Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, an die Niederländer und Oranien, Pfalzgraf Wolfgang Wilhelm von Neuburg an die Partei der Spanier und des Kaisers anschloß, was von beiden Seiten wieder fremde Kriegsvölker ins Land zog, unter denen sich namentlich die des spanischen Generals Spinola durch ihre Verwüstungen auszeichneten. Daß bei solchen Verhältnissen im Lande selbst und namentlich in dessen Hauptstadt Düsseldorf sich Parteien

*) Anmerkung der Redaktion: Vor uns liegt ein kleines Büchlein in altmodischem Einband und mit vergilbten Blättern, das den Titel führt: Almanach für die Stadt Düsseldorf auf das Jahr 1844", herausgegeben von Hermann Goedsche und Joseph Stahl. Den Inhalt des Büchleins bildet, von drei kleinen Gedichten abgesehen, die Novelle „Das todte Haus" von H. Goedsche, mit deren Abdruck wir oben beginnen. Die Novelle behandelt eines der interessantesten aber auch traurigsten Kapitel aus der historischen Vergangenheit Düsseldorfs, die Geschichte der unglücklichen Herzogin Jakobe von Baden und die Zeit kurz nach ihrem Tode. Spannend geschrieben versetzt uns die Novelle zurück in jene bewegte Zeit und schildert auf dem geschichtlich treuen Hintergrunde der damaligen Ereignisse das mittelalterliche Düsseldorf mit seinem Leben und Treiben. Das Büchlein ist längst verschollen und dürfte höchstens noch in ganz wenigen Exemplaren in den Bibliotheken einzelner alter Düsseldorfer Familien vorhanden sein. Mit welchem Beifall die Erzählung in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Düsseldorf aufgenommen wurde, beweist ein Theaterzettel vom Donnerstag den 23. April 1846. Danach hatte ein Düsseldorfer Bürger Carl Thelen den Inhalt der Novelle unter der Bezeichnung „Düsseldorf im Jahre 1643" oder „Das todte Haus" in dramatische Form gebracht. Das fünfaktige Drama wurde am genannten Tage an dem „königlich konzessionierten Theater in Düsseldorf" zum Benefiz des Schauspielers Tietz aufgeführt und fand, wie sich alte Düsseldorfer noch zu erinnern wissen, so großen Anklang, daß die Aufführung mehrfach wiederholt werden mußte. Wenn heutzutage auch vieles in der Art der Schilderung fremdartig anmutet, so ist es für den Düsseldorfer doch ungemein interessant, an der Hand der Erzählung in eine so fesselnde Epoche aus Düsseldorfs Vorzeit hinabzusteigen. Wir glauben uns deshalb den Dank unserer Leser zu erwerben, wenn wir die Novelle durch Veröffentlichung an dieser Stelle der Vergessenheit entreißen.

**) Am 3. September 1595.

bildeten und einander anfeindeten, ist natürlich, und wurde noch mehr durch die Religionsverschiedenheit befördert, indem seit dem Jahre 1527 namentlich durch den gotaischen Hofprediger Mykonius die Reformation auch hier Wurzel geschlagen hatte und in der Stadt seit 1568 bereits eine reformierte Gemeinde bestand, der durch die Vereinigung der beiden genannten Prätendenten des Herzogtums eine Kirche eingerichtet wurde. Herzog Wolfgang Wilhelm, welcher das Herzogtum durch die Übereinkunft zu Dortmund am 31. Mai 1609 und Entfernung der Brandenburger im Jahre 1614 gewonnen, war in demselben Jahr zum katholischen Glauben übergetreten, wodurch er sich noch mehr der Partei des Kaisers befreundete, und hatte die reformierte Kirche im Jahre 1624 wieder schließen lassen, so die Erbitterung einer großen Partei gegen sich anregend. Jedoch muß man sagen, daß diese Opposition mehr politischer Natur durch Parteinahme für das Haus Brandenburg, als wirklich ein Glaubensstreit war, da namentlich die Bürgerschaft der großen Städte des Rheins durch freisinnige und tolerante Haltung in Glaubenssachen sich von jeher auszeichnete, und in jenem großen Streit fern von allem Fanatismus sich hielt. — Bei diesen Verhältnissen führte der dreißigjährige Krieg von seinem Beginn an die traurigsten Nachteile für das schöne Land herbei, die selbst durch den Teilungsvertrag der Fürsten am 11. Mai 1624 in Xanten, wonach Pfalzneuburg die Herzogtümer Jülich, Berg, und die Herrschaft Ravenstein; Brandenburg aber Kleve, Mark und Ravensberg verhielt*) nicht mehr beseitigt werden konnten. Die Länder erlitten fortwährend Einfälle der niederländischen (protestantischen) Partei, oder Verheerungen selbst der liguistischen Soldateska, so daß endlich (1628) die zu Düsseldorf versammelten Landstände eine Deputation an den Kaiser um Abhilfe dieser Bedrückungen von Freund und Feind schickten. Der Hof zu Wien, dem die Bitte nur eine willkommene war, sandte alsbald den bekannten General Tilly mit einer Heeresabteilung nach dem Rhein, um die streitigen Länder im Namen des Kaisers in Besitz zu nehmen. Tilly bezog ein Lager in der Nähe von Zons, jenseits des Rheines, dessen Spuren sich noch in der dortigen Gegend finden, und obgleich er selbst bald wieder abzog und im Jahre 1630 ein großer Teil der Kriegsvölker durch die Ereignisse nach andern Gegenden Deutschlands geführt wurde, so blieben unter verschiedenen kaiserlichen und spanischen Generalen, Spinolas Nachfolgern, doch noch fortwährend zahlreiche Haufen zurück, die das Lager besetzt hielten und in der ganzen Gegend umher mit ungezügelter Willkür furagierten, Requisitionen ausschrieben und plünderten bis vor die Tore der Stadt, ärger, als die feindlichen Truppen nur hausen konnten. Kein Frevel war, den sich die rohe Soldateska, namentlich die spanischen Völker nicht erlaubten, und vergebens alle Beschwerden des Pfalzgrafen und der Bürgerschaft.

Dies waren die Zeitverhältnisse, in denen unsere Geschichte beginnt. —

Die Sonne barg sich bereits unter dem Horizont und ihre letzten Strahlen flammten auf den rauschenden Fluten des Stromes und röteten die Dächer und Türme der Stadt, als dieser auf der alten Heerstraße, die von Cöln her am jenseitigen Ufer über die Fähre bei Hamm führte, mehrere Reiter nahten. Zwei von ihnen waren die Diener der Voranreitenden, wie ihre mit mancherlei Gepäck beladenen starken Rosse bewiesen, doch waren sie vollständig und gut bewaffnet, eine Notwendigkeit, welche die schweren Kriegszeiten und die Unsicherheit auf den Landstraßen fast durch ganz Deutschland herbeigeführt hatten. Der Herren einer war ein Mann bereits im spätern Lebensalter stehend mit klugen ernsten Zügen und tief in einen weiten Reitermantel gehüllt, während sein Gefährte im Alter der höhern zwanziger Jahre stand, ein vollkommenes Bild männlicher Blüte und Kraft. Seine Kleidung zeigte den kaiserlichen Kriegsmann, und verschiedene Abzeichen an ihr, wie die schwere goldene Ritterkette über der Brust, seinen höheren Rang. Reiche dunkle Locken, unter dem breitgeränderten mit Federn gezierten Hut hervorfallend, umgaben ein Gesicht, aus dem ein braunes Augenpaar sinnig, kühn und kräftig ins Leben hinausblitzte, und das im ganzen einen stolzen männlichen Ausdruck zeigte. Es konnte für schön gelten, wenigstens war es eine jener Physiognomien, welche die Frauen interessant nennen und denen sie stets den Vorzug geben vor der regelmäßigen aber in ihrer Regelmäßigkeit oft eintönigen und weichlichen Schönheit. Mit kräftiger Hand zügelte der junge Krieger das feurige Roß, das ihn trug, und hielt sich seinem Gefährten zur Seite, im traulichen Gespräch mit ihm. Doch je näher die Straße sie nach der Stadt führte, desto einsilbiger wurde seine Rede, ein ernstes trübes Denken schien sich seiner Seele zu bemächtigen, und darin versinkend, ließ er achtlos seinem Tier die Zügel und starrte sinnend hinaus in die Ferne, wo sich in grauen Umrissen durch die immer dunkler sinkenden Abendnebel die Zinnen und Türme von Düsseldorf zeigten.

An der ältern Kapelle vorüber, die sich damals auf dem Wege zwischen Hamm und Bilk erhob, waren die Reisenden durch das letztgenannte uralte Dorf gekommen und nahten sich der Stadt. Diese hatte ums Jahr 1634 bei weitem noch nicht die Ausdehnung, die sie heute zeigt, und im Gegensatz ein ziemlich kriegerisches Ansehn. Wo jetzt die Neustadt die Verbindung mit Bilk herstellt, standen dazumal nur wenige einzelne Höfe. Eine der Stadt zugehörige Mühle erhob sich am Rheinufer, sonst aber war der Teil, den heutzutage vom Bergertor aus die schönen und freundlichen Straßen der Karlstadt und der Schwanenmarkt bilden, flacher Sand oder eitel sumpfiger Grund durch die häufigen Überschwemmungen des Rheins. Am Strom selbst entlang, (wo jetzt die Dammstraße, die Citadellstraße und der Marxplatz sich befinden), zog sich der fürstliche Hofgarten, von einer langen Mauer und nach der Südseite zu von einzelnem Citadellwerk umgeben, daß so die Fortsetzung der bereits ums Jahr 1340 von Graf Adolph VI. von Berg begonnenen und von Herzog Johann Wilhelm und Wolfgang Wilhelm vermehrten leichten Befestigungswerke der Stadt bildete. Der Eingang zu derselben nach dieser Seite, das Bergertor (Bergerporz) befand sich am Anfang der Bergerstraße*), von wo die Stadt damals erst begann, und war eine nicht unbedeutende Verteidigungsanstalt nach dieser Richtung. Vom Bergertor her zog sich die alte Stadtmauer entlang die nordöstliche Seite des Karlsplatzes, die heutige breite Straße und Alleestraße, wo sich am Ausgang der Flingerstraße das Flingertor öffnete, nach der Ratinger Pforte und endete hier am Rhein, so den Bering der Stadt bildend, streckenweise mit Wällen und Brustwehren verstärkt oder von tiefen Gräben geschützt. Der fürstliche Garten am Rhein war in der Gegend des heutigen Hauptzollamtes**) durch eine Zugbrücke mit den Schloßgebäuden verbunden. Das Schloß selbst — ohne den spätern Anbau der Akademiegebäude, — ziemlich in derselben Gestalt, wie sich deren alte Leute noch aus der Zeit vor dem Bombardement durch die Franzosen her erinnern, blickte mit seinen zwei Türmen, dem Lambertusturm, dem Rats- und Pulverturm über die meist niedrigen Dächer der Häuser.

„Ihr seid in Gedanken, Obrist", sagte endlich der ältere der Reiter, seinen jungen Gefährten darin störend. „Schaut hin, dort steht die Pforte noch offen, und wir sind endlich am Ziel unsers langen Rittes, der der Mühseligkeiten nicht wenige hatte. Wahrhaftig es tat not, daß ich einen Kriegsmann wie Euch zur Seite hatte, da wohl leichtlich die kaiserliche Botschaft sonst unbestellt geblieben wäre."

Der Angeredete fuhr aus seinen Träumen, streckte die Hand nach den dunklen Massen des Tores und sagte ernst: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Herr von Seckendorf, aber je mehr ich mich diesen Mauern nähere, ein desto drückenderes Gefühl will mich beschleichen und krampft mir das Herz zusammen. Einen bösen Einfluß übt diese Stadt auf das Schicksal unseres Hauses, dem sie schon eine schwere Wunde geschlagen. Manch bittere Erinnerung erwartet mich hier; das fuhr mir so durch den Sinn und stimmte mich zum Nachdenken. Ich habe ihn nicht gern übernommen, diesen Auftrag kaiserlicher Majestät, doch, mein ich, ist nach der blutigen Tat zu Eger im Osten des Reichs wenig Ehre vorderhand zu holen, und ich ging jenen Umtrieben gern aus dem Wege!"

„Ihr seid ein Anhänger des Friedländers, und mißbilligt den Urteilsspruch kaiserlicher Majestät?" fragte der ältere Reiter scharf.

„Keineswegs Herr Reichshofrat" entgegnete mit einem halben Spott der Offizier. „Ihr wißt sehr wohl, daß mein Herz und mein Arm gut kaiserlich sind und das schon gar oft erprobt haben. Aber ich hasse, gerade herausgesagt, den Meuchelmord, und kann mich mit solcher Tat nicht befreunden. Doch laßt uns nicht streiten über das Geschehene. Seht, da sind wir am Tor, und das Fallgatter ist bereits herabgelassen. Holla Kurt, rufe den Wächtern, und fordre Einlaß für uns."

Der Diener des Offiziers, ein bejahrter Mann, ritt vor gegen das Tor und verlangte die Öffnung. Sofort erschienen einige Soldaten und fragten nach Stand und Namen der Einlaß Begehrenden, die ihnen der Knappe als den kaiserlichen Reichshofrat von Seckendorf und den Obristen Graf Philipp von Geroldstein nannte, die mit kaiserlicher Botschaft zu Sr. Fürstlichen Gnade dem Herzog einritten, und nach kurzer Zögerung wurde das schwere Gitterwerk zur Seite geschoben. Der Reichshofrat ritt in das Tor, indem aber der junge Graf ihm folgen wollte, scheute sein Roß und stürzte, als der Reiter es mächtig spornte, in die Kruppe. Graf Philipp riß es jedoch heftig empor. „Ein böses Omen bei unserm Eintritt, mein Alter" sagte er lächelnd zu seinem Diener. „Wollte Gott, gnädiger Herr, Ihr glaubtet daran und kehrtet um" bemerkte der Greis sich kreuzend, der Ritter aber, dem Rosse die vollen Sporen gebend, erwiderte: „Alter Träumer, sahst Du je einen Geroldstein auf seinem Wege schon umkehren?" und mit einem mächtigen Sprung setzte er in den Torweg und war bald wieder an der Seite seines Gefährten.

Das Dunkel des Abends war unterdes gänzlich hereingebrochen, und aus den Häusern zur Seite strahlte Lichtschimmer, als die Reisenden durch die Bergerstraße ritten. Irgend ein Ereignis schien die Bevölkerung aufzuregen, Kinder und Frauen standen ängstlich an den Haustüren, Männer eilten mit raschem Schritt an den Reitern vorüber dem Marktplatz zu, von dem, je näher sie ihm kamem, ein großer Lärm entgegenklang. Schon am Eingang der Marktstraße befanden sie sich in einem Gedränge, daß ihre Pferde nur Schritt für Schritt vorwärts konnten, und an der Ecke des Marktes überschauten sie ein bewegtes wirres Bild. — Der Marktplatz bot damals eine weit andere Ansicht denn heutzutage.

*) Die wirkliche Ausführung des Vertrages und Beendigung des Erbfolgestreites kam erst unter Herzog Philipp Wilhelm im Jahre 1666 zustande.

*) Das Bergertor wurde erst im Jahre 1677 unter Johann Wilhelm an seine heutige Stelle verlegt, desgleichen das Flingertor nach der Kommunikationstraße. (Anm. d. Red.: Beide Tore sind jetzt nicht mehr vorhanden.)

**) Am alten Freihafen. (Anm. d. Red.: Der Hafen wurde später als Zollhafen benutzt bis zur Fertigstellung des jetzigen neuen Hafens.)

Zwar stand das große Rathaus*) schon, doch war sein Äußeres bedeutend verändert und durch eine hohe überdachte Vortreppe am Eingang und hölzerne Hallen zu beiden Seiten verunstaltet. Ihm zur Rechten erhob sich die alte Fleischhalle, woran beim Erbfolgestreit am 5. und 6. April 1609 die Kommissarien ihre Besitznahmepatente anschlugen. Nur einzelne Häuser sind es, die jetzt noch stehen aus jener Zeit, unter diesen das Gasthaus zu den drei Reichskronen, das schon damals eine vielbesuchte Herberge war. Daneben öffnete sich ein Säckgäßchen zwischen den Häuserreihen. Ziemlich niedrige und schlecht gebaute Häuser schlossen den übrigen Teil des Markts ein und gaben ihm bei weitem nicht das stattliche Ansehn, das er heutzutage hat.

Einzelne Kien- und Pechfackeln erhellten diesen Schauplatz und vor dem Rathaus brannte eine große Teerkufe und warf ihren Flammenschein über die Köpfe der drängenden Volksmenge, mit der der Markt fast ganz gefüllt war. Nur vor dem Rathaus war ein offener Platz, denn dort hielten an zwanzig spanische Reiter, und ihre blanken Waffen und wilden bärtigen Gesichter scheuchten das Volk zurück, das aus der Ferne nach ihnen drohte und schimpfte. Ihr Führer aber vom Pferd gestiegen stand an der Treppe des Rathauses in heftigem Wortwechsel mit einigen stattlich gekleideten Bürgern, die ihre silbernen Halsketten als Mitglieder des Rates der Stadt bezeichneten.

„Dreitausend Teufel fahren Euch in die Hälse, vermaledeites Bürgerpack" schnob der Soldat, ein bereits bejahrter Mann, aber mit wilden grimmigen Zügen; „meint Ihr, daß wir Eurer Schäbigkeit wegen verhungern wollen? Für die Soldaten ist das Land, und ich frage Euch im Namen des Generals zum letztenmal, wollt Ihr zahlen und die Lieferung leisten, oder nicht?" —

„Ihr habt unsre Antwort bereits vernommen, Herr Hauptmann," entgegnete ihm unerschrocken der jüngste der anwesenden Ratsschöffen, „Se. Fürstliche Gnaden der Herzog sind mit der Erklärung des Rates einverstanden und die Bürgerschaft ist der unerhörten Plackereien und Kontributionen einer Soldateska müde, die sich unsre Beschützer und Verbündete nennt, die aber weit ärger im Lande haust, als die grimmigsten Feinde tun könnten. Dort hängt der Beschluß des Rats zur öffentlichen Kundmachung, daß kein Bürger mehr unter irgend einem Vorwand Geld von sich erpressen lasse, noch irgend eine Lieferung mache ohne Bezahlung. Und damit habt Ihr unsre letzte Antwort."

Der spanische Hauptmann knirschte mit den Zähnen und rollte wild die Augen. „Bürgerlein, Bürgerlein," schrie er „ich kenne Dich wohl. Du bist aus einer Verräterfamilie und selbst ein Verräter, denn Du stehst im schwedischen und brandenburgischen Sold. Zum Teufel mit Eurem Wisch, den Ihr da an die Pforte angeschlagen. Seht her wie ich damit umgehe, und heiliges Kreuz! habt Ihr bis morgen um diese Stunde nicht dem Befehl des Generals gewillfahrtet, zünden wir Euch das Nest über den Köpfen an." Damit schritt er näher zur Pforte und streckte seine Faust aus, um den Anschlag des Altrates frech herabzureißen, aber ehe er es tun konnte, war der Schöffe, den er soeben geschmäht, dazwischen gesprungen und seine Hand stieß den Krieger kühn zurück, daß er weithin taumelte.

„Rührt es nicht an, Mensch", schrie der junge Mann, „oder ich will Euch zeigen, daß Düsseldorfs Bürger als Männer ihr Recht zu wahren wissen! Was Ihr auf mich scheltet, das lügt Ihr in den Bart, und Ihr solltet mir Rede dafür stehen, wenn Ihr nicht als ein trunkener Schuft längst bekannt wär't in der Stadt."

In kühner kräftiger Haltung stand der junge Bürger vor dem Ergrimmten, und die andern und ältern Mitglieder des Rats drängten sich ängstlich hinter ihm, während das Volk ihm aus der Ferne Beifall rief; der spanische Hauptmann aber, als er sich aufgerafft, riß wild sein Schwert aus der Scheide und stürzte auf den Unerschrockenen zu. „Nimm das junger Hund und fahre zur Hölle!" Seine Waffe war gehoben zum gewaltigen Hiebe, noch ehe der Gegner zum Schutz seine Wehr ziehen konnte, — ein Schrei der Menge erscholl — aber in demselben Augenblick wurde dem Wütenden die Waffe aus der Hand geschlagen und einige kräftige Stöße mit dem Schwertknauf in den Nacken warfen ihn zur Seite. Zwischen den Streitenden hielt Graf Geroldstein und ohnfern von ihm der Reichshofrat, ein großes Pergament mit schweren Wachssiegeln in die Höhe streckend.

„Frieden, im Namen kaiserlicher Majestät!" rief dieser mit lauter Stimme. „Hier ist das Manifest, das den Bürgern Schutz und Schirm ihres Eigentums sichert und allen kaiserlichen Kriegsvölkern bei schwerer Strafe befiehlt, sich ruhig zu halten in Freundesland und unter keinem Vorwand Exzesse zu begehen!"

„Albert Monheim!" sagte unterdeß der Offizier, sich vom Roß zu dem Beschützten niederbeugend und ihm herzlich die Hand reichend: „Schau, hätte ich Dich doch kaum schon zurückgekehrt geglaubt in Deine Vaterstadt! Wahrhaftig ich sehe, Du hast die alte Unerschrockenheit des Studenten bewahrt, und herzlich freut es mich, einem Freund in dieser Stadt den kleinen Dienst geleistet zu haben."

„Sage einen großen, Philipp" erwiderte herzlich der junge Schöffe, die dargebotene Hand schüttelnd: „Bei Gott, der Schurke überfiel mich, eh ich's dachte, und Du hast mir das Leben gerettet. Doch sieh dahin, er scheint sich noch nicht zur Ruhe begeben zu wollen." —

Der Oberst wandte sich von dem Freunde zur andern Seite und erblickte seinen Begleiter im lebhaften Wortwechsel mit dem liguistischen Hauptmann, der auf den Beistand seiner ihn umgebenden Reiter pochend, nicht weichen wollte, und das kaiserliche Mandat als ungültig oder falsch verhöhnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Im Jahre 1567 erbaut. (Anm. d. Red.: Das betreffende Gebäude steht jetzt noch und ist das sog. alte Rathaus. Das heutige Polizeiamt war bis in die vierziger Jahre ein Hotel mit dem Namen „Mainzer Hof". An Stelle des jetzigen neuen Rathauses befand sich früher das Theater und die Räume der Gesellschaft „Verein".)

Loge Nr. 23.

Humoreske von Alexander Engel.

Frau Alice rauscht in die Loge. Sie ist keine von denen, die zu spät kommen. Zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung lehnt man sich graziös an die Logenbrüstung und das langstielige Lorgnon mit der gewissen Rückwärtsbewegung des Ellenbogens, unter leichter Verkrümmung des Handgelenks, vor die Augen schiebend, mustert man das Schlachtfeld. Das Interesse für die Komödie ist noch nicht da, nur für die Bekannten. Man sitzt ja in einer Loge. Natürlich für die Bekannten. Die werden die allerneueste kostbare Toilette sehen, den wunderhübschen, selbstverständlich neuen Halsschmuck und den Federhut, der angeblich in Paris gedichtet wurde. Das alles werden sie sehen, die Bekannten. Und dazu sind doch die Logen geschaffen worden, für solche Toiletten, solchen Halsschmuck, solche Federhüte setzen die Dichter ihre Federn in Bewegung. Die Kunst ist nicht mehr Selbstzweck, sie dient höheren Zielen. Und die Bekannten werden sich ärgern! Eine ärgert sich schon, dort vis-à-vis. Auch sie mustert das Schlachtfeld, auch sie will gesehen sein. Jetzt ist sie schon grün geworden, ihr Federhut ist nicht in Paris gedichtet worden. Das langgestielte Lorgnon kommt nicht zur Ruhe.

Frau Alice hat ganz vergessen, daß sie nicht allein in der Loge ist. Ja, richtig, Vally ist auch da. Manchmal muß man eine erwachsene Tochter doch in's Theater mitnehmen. Nicht gern, Mama ist doch selbst erst fünfunddreißig. Aber Vally hat schon seit zwei Jahren das Pensionat verlassen. Schrecklich — sobald ein Mädchen aus dem Pensionat nach Hause kommt, fühlen sich die Leute verpflichtet, Mama für eine — Mutter zu halten. Und gerade heute konnte Frau Alice den Bitten der Tochter nicht widerstehen. Ein klassisches Stück von Schiller oder sonst einem der Herren, die noch nicht so vorgeschritten waren, sich in den Dienst der Toiletten und Federhüte zu stellen. Die dichteten noch für die Vally's. Und diese Vally, in dem duftigen zartfarbigen Mädchenkleide saß in die Ecke der Loge gedrückt und hatte nur Augen für den Vorhang, der immer noch nicht in die Höhe rauschen wollte. Für sie war die Erwartung Stimmung, fast ein Mysterium. Später einmal sitzt sie wohl auch an der Logenbrüstung und mustert durch das langgestielte Lorgnon das Schlachtfeld.

Ein Glockenzeichen von der Bühne her . . . Der Vorhang teilt sich. Ein schwarzbefrackter Herr wird sichtbar. „Hochverehrtes Publikum! Durch die Erkrankung . . ." und so weiter. Mit einem Wort: mit dem Klassiker ist es heute nichts. Dafür als Ersatz ein modernes Stück, sehr modern. Nur modern. Ein Stück für die schönen Toiletten und Federhüte, förmlich um sie herumgeschrieben. Ein Aufatmen der Befreiung, ein Flüstern und Rauschen geht durch das Haus und zwischendurch von dort und da ein Kichern von solchen, die das moderne Stück schon kennen. Auch Frau Alice gehört in die Reihe jener, die die Absage von einem Alp befreit. Klassiker haben etwas Bedrückendes, sie verpflichten zu einer Begeisterung, die zu der Loge eigentlich nicht paßt. Aber schon im nächsten Augenblick stutzt Frau Alice. Dann wendet sie sich um — Vally! Das Mädchen darf doch unmöglich bei dem Stück gesehen werden. Eine Mutter kann nicht achtsam genug sein — bei einer heiratsfähigen Tochter. Und dieses Stück! Frau Alice erinnerte sich genau, daß sie selbst während der Premiere nur ganz heimlich zu kichern wagte und bei ihrem Jour den Verfasser etwas „unverschämt" nannte. Was tut sie nun mit Vally? Einfach fortgehen, die Loge verfallen lassen? Wozu hätten sie dann so große Toilette gemacht? Und dann hat sie sich auch schon von der prickelnden Atmosphäre des Theaters umspielen lassen, war in jenen leichten Rausch versetzt worden, dem sich schöne Frauen so gern hingeben.

„Es tut Dir wohl sehr leid, Vally?"

„Ach, Mama, das andere Stück wird ja auch schön sein. Bleiben wir hier, liebe Mama, ich hab' mich ja schon so lange auf den heutigen Abend gefreut." Die kleine Vally glüht vor Erregung und Neugierde.

„Nein, nein, Vally, es geht nicht." Frau Alice kämpfte mit sich selbst, Sie wollte doch bleiben. Und das Mädchen in dem duftigen hellfarbigen Kleid tat ihr leid. Aber jetzt hieß es doch Mutter sein. Schon richteten sich mehrere Operngläser und Lorgnons nach der Loge. „Wird dieses junge hübsche Mädchen — wie alt mag sie sein, siebzehn, achtzehn, vielleicht gar erst sechzehn, diesem Stücke ausgesetzt werden?" schienen alle diese Blicke zu fragen. Das entschied. So auffallend wie möglich hüllte Frau Alice die kleine Vally selbst in den rosa Theatermantel, küßte sie auf die Stirn und schob sie dann zur Logenthür hinaus. Sie hatte einen Ausweg gefunden, der ihr ermöglichte, auf die Loge selbst nicht verzichten zu müssen: Vally konnte ja wenigstens einen Akt lang im Logengang warten! Der erste Akt war nämlich der kräftigste. Rasch schob sie einen der kleinen Polsterstühle hinaus.

„So, Kind . . nein, nein, Vally, es geht wirklich nicht, es ist kein Stück für Dich, die Leute würden reden. Später wirst Du das selbst einsehen."

Zwei Freundinnen. Nach dem Gemälde von F. Max Bredt. (Siehe Seite 8.)

Vally schmollte ein wenig, dann hockte sie auf dem kleinen Polsterstuhl mit ganz traurigem Gesicht, während Mama rasch in die Loge zurückrauschte. Da saß das Mädchen nun und kam sich vor wie eine Ausgestoßene. Sie durfte mit anhören, wie die Leute da drinnen lachten und konnte nicht mitlachen. Es that ihr so weh im Herzen, so weh. Und die Leute lachten so viel! Sie stellte sich die ganze fröhliche Stimmung der Menge vor. Worüber lachten sie so unausgesetzt? Und wie sie applaudierten! . . .

„Aber Fräulein, was machen Sie denn da?“ klang es in ihre traurige Stimmung hinein. Sie wendete das blonde Köpfchen.

„Ah, Herr Doktor!“ rief sie errötend. „So spät kommen Sie ins Theater? Sie haben gewiß schon das Lustigste versäumt?“

„Aber, ich bitte Sie, Fräulein, das dumme Zeug! Und diesmal hab' ich's schon gar nicht zu bereuen. Aber sagen Sie einmal, liebes Fräulein . . .“ Er drückte es zuerst pantomimisch aus, daß er die Situation nicht begreife. „Warum nicht in der Loge?“ Und dann mit plötzlichem Einfall: „Ah so, ich habe ja im Foyer die roten Zettel gesehen, die klassische Vorstellung abgeändert, statt dessen — so eine —“ Und er schlug sich auf den Mund, als ob schon der Titel unpassend wäre.

Kleinlaut sagte das Mädchen: „Ja, Mama fand . . .“

„Sehen Sie, Fräulein, das war reizend von Mama, dafür werde ich ihr extra die Hand küssen, aber später . . . Jetzt bleibe ich bei Ihnen, wenn Sie gestatten.“ Er öffnete die Logentür Nr. 22, holte mit kühnem Griff und geräuschlos, um keine Störung zu verursachen, einen Stuhl heraus, den er neben den Vallys rückte . . .

Jetzt flüsterte er ihr zu, daß alle die Freundinnen samt ihren gewiß verehrungswürdigen Müttern ihm ganz gleichgültig seien, ganz gleichgültig. Dabei fühlte sie sich plötzlich an der Hand gefaßt und der kräftige Druck, der ihre weißbehandschuhte Rechte beben machte, trieb ihr neuerdings das helle Rot in Stirne und Schläfen. Vally war so betäubt von all dem Lieben, das der junge Doktor ihr gesagt, daß sie auf die Applausfalven, die auf dem Theater dröhnten, nicht achtete. Sie fühlte sich wie umrauscht von allen Seligkeiten des Lebens . . .

„So,“ machte er und setzte sich. Er knöpfte seinen langen Raglan auf, stellte seinen Zylinderhut neben sich auf die Erde und sagte mit gedämpfter Stimme, damit Mama in ihrer Loge ja nicht gestört werde: „Ich finde das entzückend. Wir zwei so im Logengang.“

Er sah Vally mit lachenden Augen an.

„Wir zwei . . . Sie und ich.“

Vally blickte zu Boden. Ihr Gesichtchen glühte. Sie hatte in dem Augenblick keinen Sinn für die Komik, die in der Situation lag. Aber schön fand sie es . . . Und daß es gerade der junge Doktor war, dem sie begegnen mußte, daß war wirklich nett vom Zufall, sehr nett. Sie wußte selbst nicht, wie es kam, aber ein angenehmes Gefühl durchzog sie, wenn er mit ihr sprach. Bei seinem warmen Ton hatte sie immer die Empfindung, als würde sie gestreichelt. Wie lustig es im Sommer war bei den Ruderpartien und Ausflügen — und wie die Mütter aller ihrer Freundinnen ihn förmlich belagerten. — Jetzt fiel helles Licht auf sie. Die Logentür hatte sich aufgetan — Mama stand in der hellen Oeffnung . . .

Der junge Doktor war sofort aufgesprungen, jetzt küßte er Frau Alice respektvoll die Hand.

„Sie waren so liebenswürdig, meiner Tochter Gesellschaft zu leisten?“

In der Stimme Mamas zitterte ein eigentümlicher Ton mit.

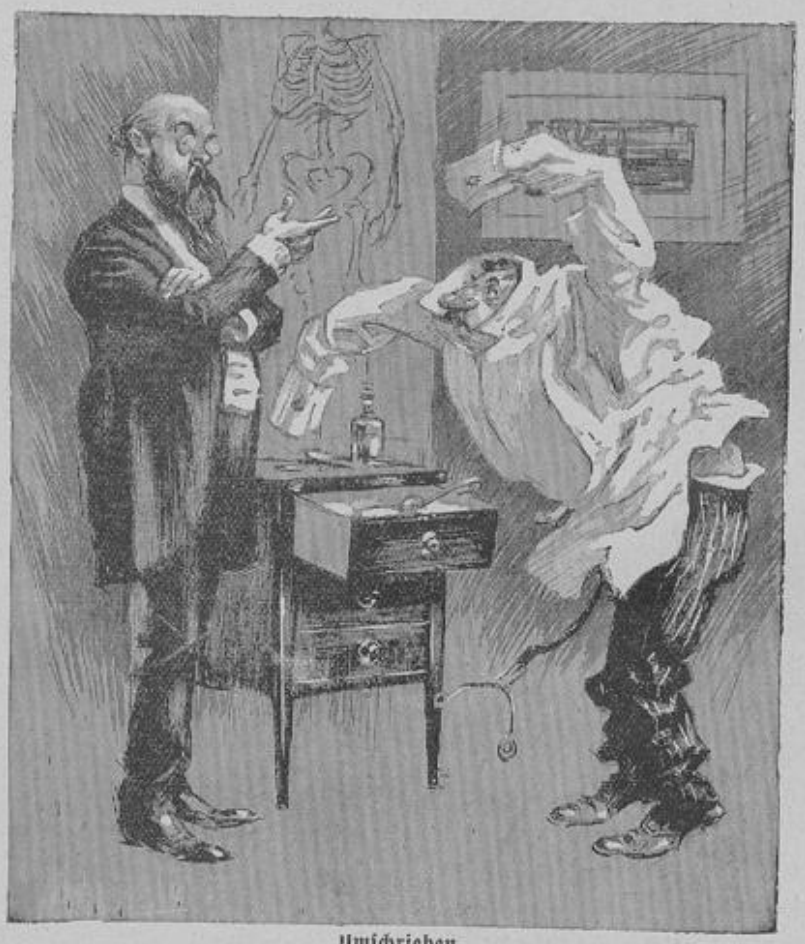
„Also gehen wir, Vally?“

„Ach, Mama, warum willst Du meinetwegen auf das Stück verzichten? Bleib' doch, Mama. Ich kann ja warten.“

Frau Alice zögerte eine Weile, dann nach einem Blick auf den jungen Doktor — es war ein alles umfassender Mutterblick — trat sie in die Loge zurück, griff nach ihrem Mantel, aber da war auch schon der junge Mann, um ihr behilflich zu sein. Er begleitete die Damen nach Hause, er ließ es sich nicht nehmen. Es war ihm Herzensbedürfnis, sein Logenbillett verfallen zu lassen. Auf dem Wege sprach man über dies und über jenes und die beiden jungen Leutchen waren sehr . . . zerstreut. Vally freute sich im geheimen am meisten über das „abgeänderte Stück“ und sie konnte ihre Freude nur schwer verschleiern . . .

Vierzehn Tage später flatterten bedruckte Kärtchen ins Land. — —

Das „starke“ Stück hatte diese Ehe vermittelt . . . Und die Mütter heiratsfähiger Töchter, deren es in der Stadt viele gibt, erzählen sich die Geschichte der Loge Nr. 23.



Umschrieben.

Arzt (zum Patienten, der eine Xanthippe zur Gattin hat): Sie bedürfen recht dringend einmal längere Zeit vollständiger Ruhe! . . . Sie müssen in ein Sanatorium, . . . es genügt aber auch, wenn sie Ihre Frau schicken!

Unsere Bilder.

Das Gemälde „Ora et labora“, des bekannten Malers Otto Heichert, das unseren Lesern von der internationalen Ausstellung 1902 her noch in Erinnerung stehen wird, ist eine treffende Versinnbildlichung des Ausspruches: „Bete und arbeite!“ In harten Mühen bringen die frommen Brüder ihre Tage hin und auf ihren Gesichtern sind die Spuren der Arbeit eingegraben, die sich mit Gottergebenheit und Frömmigkeit paart. Einen ähnlichen Vorwurf hat sich der Maler in seinem ersten aufsehenerregendem Bilde gewählt, das den Titel führt: „Und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen.“ — In ein heiteres Milieu führt uns das Gemälde: „Zwei Freundinnen“ von F. M. Bredt (Ruhpolding). Die beiden jungen Damen vertrauen sich ihre Herzensgeheimnisse an und vertreiben sich gegenseitig die Zeit durch Erzählung des Neuesten vom Tage und Besprechung der letzten Mode. Denn das nichts Ernsteres den Gegenstand ihrer Unterhaltung bildet, hat der Maler durch die harmlose Fröhlichkeit, die er in den Zügen der Damen zum Ausdruck brachte, angedeutet.

Gedanken über bildende Kunst.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann ist Stoff und Gesetz, dieses mußt du mit Bequemlichkeit befolgen, jenen mit Leichtigkeit zu beherrschen wissen! Und willst du wahrhaft wohltätig gegen deine Schüler sein, so hüte sie vor unnützen Kenntnissen und vor falschen Maximen, denn es hält schwer, das unnütze wegzuwerfen, sowie eine falsche Richtung zu verändern.

Diderot.

Zur Beachtung!

☞ Für unsere Abonnenten der „Düsseldorfer Neueste Nachrichten“, die unsere illustrierte Unterhaltungsbeilage „Rhein und Düssel“ aufbewahren, wird die Nachricht von Interesse sein, daß unser Verlag wiederum eine **geschmackvolle Einband-Decke** hat anfertigen lassen. Der Preis dieser hübschen Mappen ist **1.— Mark.** — Ebenso haben wir diesmal, allerdings nur in einer beschränkten Anzahl, eine besondere Ausgabe der Unterhaltungsbeilage auf Kunstdruckpapier hergestellt und stellt sich der Bezugspreis für Abonnenten beim broschierten Jahrgang auf 3.50 Mark; in Caliko sauber gebunden auf 5 Mark. Bestellungen nimmt die Expedition, wie auch unsere Agenturen und Botenfrauen entgegen.

Druck der Düsseldorfer Verlags-Anstalt Akt.-Ges., Neueste Nachrichten. Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf.